

Seiten des Himmels

Philipp
Schönthaler

Seiten des Himmels



A Novel
in Parts

Inhalt

I Die Rakete als Science-Fiction 7

1. Den Himmel regieren 9
2. Auf dem Mond 40
3. Zwischen Wüste und Weltraum 64

II Kybernetik, Kommunikation & Künstliche Intelligenz 101

4. Ein Wirbel im Fluss 103
5. Der Anti-Proust 126
6. Ein perfekter Agent 161

III Die Bombe, eine Biografie 173

7. Die Überschreitung 175
8. Seele Nr. 59 184
9. Chicago brennt 213

IV Computer & Satelliten 245

10. Die Garage 247
11. Die Wahrheit simulieren 264
12. Der Blick ins All 284

Literatur 309

Ich mixe mir ein paar Martinis, lege die Brandenburgischen
Konzerte auf und schreibe und schreibe.

– *Wernher von Braun*

Entweder müssen die Ingenieure Dichter werden oder
die Dichter Ingenieure. Im Wesentlichen hat das schon
Platon so gesagt, denn es bedeutet, dass die Menschheit als
Ganze nur von Personen regiert werden kann, die das
Menschliche in seiner vollen Tiefe erfassen.

– *Norbert Wiener*

Du reimest die Atome, willst schmeicheln und amüsieren,
Statt zu entwaffnen, sollte dein Rat inspirieren.

– *Edward Teller*

Die Geschichte, wie das alles herausgefunden wurde,
ist lang und faszinierend, und ich werde wohl eines Tages
eine Erzählung daraus machen, habe jetzt aber keine Zeit,
dir davon zu berichten. Zweifellos werde ich danach
ein anderer sein, nur weiß ich noch nicht genau, wer.

– *Alan Turing*

I

***Die Rakete als
Science-Fiction***

1. Den Himmel regieren

Zum fünfzigsten Todestag Wernher von Brauns war ein Artikel auf *Spiegel Online* erschienen, der mit überraschendem Sarkasmus über das literarische Werk des Raketeningenieurs herfiel. Möglicherweise war die Häme von den negativen Schlagzeilen motiviert worden, die die Space-Industrie nach dem Revival, das sie zu Beginn des neuen Jahrtausends verzeichnet hatte, neuerdings wieder produzierte. Süffisant rekapitulierte der *Spiegel*-Journalist die Karriere des Raketenpioniers – wie der Dreiunddreißigjährige am Ausgang des Zweiten Weltkriegs in den Allgäuer Alpen Zuflucht gesucht und sich gemeinsam mit seinem eingeschworenen Mitarbeiterstab bei winterlichem Aprilwetter und üppigen Mahlzeiten die Zeit in der salutogenen Höhenluft des Sporthotels Ingeburg in Oberjoch vertrieben hatte, wo auch Konrad Zuse, der in den letzten Kriegsmonaten in Berlin geheiratet hatte, untergekommen war und die Z 4, das Nachfolgemodell der Z 3, heimlich in einem Bauernstall versteckt gehabt hatte.

Der Artikel schilderte, wie Deutschlands technische Intelligenzija den Anmarsch der Alliierten in »Deutschlands höchstgelegenen Ski- und Bergdorf« (so die örtliche Tourismusbehörde) gelassen abgewartet hatte, wie Wernher irgendwann – die Informationslage schlecht, sämtliche Kommunikationsmittel wie Telefon oder Funk dysfunktional – seinen jüngeren Bruder Magnus Hans Alexander auf einem Rad ins Tal geschickt hatte, um (darauf

bedacht, ja keinen umherstreunenden Franzosen oder Russen in die Arme zu laufen) Kontakt mit den Amerikanern aufzunehmen, bevor sich Wernher den Hitlerpass bei Oberjoch überquerend ins österreichische Reutte hatte chauffieren lassen, wo die amerikanischen Offiziere die sagenumwobenen Männer der deutschen Wunderwaffe in einem eleganten Herrenhaus im rustikalen Alpenstil in Empfang genommen hatten. Die Ingenieure waren am frühen Abend in der Lechtaler Ortschaft eingetroffen, nur die Stromversorgung hatte zu wünschen übrig gelassen. Aber der Krieg hatte sie hinreichend geschult, sich in jeder noch so erdabgewandten Finsternis zu orientieren. In ihren schweren Mänteln hatten sie die Stufen erklommen, sich auf ihre Zimmer getastet. Das Licht hatte sich mit einem elektrischen Fauchen zurückgemeldet. Wurde aber auch Zeit! Sie hatten sich frisch gemacht, sich anschließend Rühreier, Toast, eine Extraportion Butter und – in jenen Tagen eine Delikatesse – echten Bohnenkaffee servieren lassen.

Illustriert war der Artikel mit den ikonisch gewordenen Fotos, die am nächsten Morgen nach einem reichhaltigen Frühstück entstanden waren und von Braun mit zerschmetterter Schulter und zweifach gebrochenem Arm zeigten:



Von Braun war mit seinem übermüdeten Chauffeur von der Fahrbahn abgekommen, irgendwo zwischen Weißenfels und Leipzig waren sie mit hundert Stundenkilometer über einen hohen Ab-

hang hinausgeschossen, die plötzliche Stille, als der Wagen die Haftung unter den Reifen verloren hatte und vierzig Meter durch die Luft gesegelt war, hatte den Doktor der Raumfahrt – seine schmale, im Frühjahr 1934 an der Friedrich-Wilhelm-, heute Humboldt-Universität zu Berlin eingereichte Doktorarbeit war über weite Strecken plagiiert gewesen – noch vor dem Aufprall erwachen lassen. Der linke, wie zu einem chronischen Hitlergruß eingegipste Arm des SS-Sturmbannführers, dem der Reichskanzler zuletzt noch großzügig den Professorentitel spendiert hatte, hatte dann zu einem eher grotesken Auftritt bei seiner Gefangennahme geführt, zumal von Braun einem Militärreporter der *Beachhead News* an jenem mild verschneiten Vormittag des 3. Mai versichert hatte, dass der Krieg, wenn es gelungen wäre, die massenindustrielle Raketenproduktion im Mittelwerk zu verzehnfachen, aller Wahrscheinlichkeit nach anders verlaufen wäre.

In groben Zügen erinnerte der *Spiegel*-Journalist an die wechselnden Stationen der Gefangenschaft der gut hundert Naziingenieure, darunter Versailles, bevor sie vom letzten Ort ihres Gewahrsams, dem hessischen Witzenhausen, ins texanische Fort Bliss verschifft worden waren, wo amerikanische Raketenpioniere des kalifornischen Jet Propulsion Lab wenige Monate zuvor Holzbaracken aufgestellt und ein Testgelände eröffnet hatten, während nahezu zeitgleich in direkter Nachbarschaft die geheime, später in White Sands umbenannte Alamogordo Bombing and Gunnery Range entstanden war, wo sich am 16. Juli 1945 eine Schar Männer um vier Uhr morgens nachlässig die Gesichter mit Sonnenmilch eingerieben und anschließend die Augen hinter dunklen Schweißbrillen verborgen hatte. Die Luft war noch schwer von einem überraschenden Monsun gewesen, der die ganze Nacht hindurch getobt und die jungen Ausnahmewissenschaftler in eine wachsende Unruhe versetzt hatte, als der erhabene Wolkenpilz der Trinity schließlich über dem Jornada-del-Muerto-Becken – dem Tal von der Reise des toten Manns – mit seinen knöchernen Yuccas,

spröden Lavaströmen und weißen, sich weit in den Süden hinter flüchtenden Gipsdünen zwölf Kilometer in den Himmel aufgelodert war. Die überwältigende Detonation, die den Boden hatte erzittern und die Fensterscheiben in den nächstliegenden Ortschaften wie von Geisterhand hatte rasseln lassen, hatte die ausgewählten Zeugen – einige kannten sich noch aus dem wilden Göttingen der Zwanzigerjahre – in eine jungenhafte Hysterie versetzt.

Während seine Mitarbeiter auf ihre Schiffspassage gewartet hatten, war von Braun in die neue Wahlheimat geflogen und direkt nach seiner Ankunft in El Paso ins örtliche Krankenhaus eingeliefert worden. Drei Monate, von Oktober bis Dezember, hatte der Deutsche, der sich als Schweizer Stahlmagnat ausgab, dann zwischen amerikanischen Kriegsversehrten gelegen, seine verschleppte Hepatitis-A-Infektion auskuriert. Von seinem Bett aus waren die kahlrasierten Franklin Mountains zu sehen gewesen, in der Ferne die rötlichen Gipfel der Sangre de Cristo Mountains – die Berge des Bluts Christi –, die für die kommenden fünf Jahre die Kulisse seiner reduzierten Existenz darstellen sollten.

Denn selbst nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus war der deutsche Exilant, über dessen Anwesenheit im Land peinlich geschwiegen wurde (offiziell hatte man der geheimen Umsiedlung der Naziwissenschaftler den kryptischen Namen Operation Paperclip verliehen), zu bleierner Untätigkeit verdammt geblieben. Die landesweiten Ausgaben für die Raketenforschung waren gekürzt worden, die schlanken Leiber der V2s, die ihre Reise von den unterirdischen Stollen im Harz in die tiefgläubigen Südstaaten noch vor ihren Schöpfern angetreten hatten, erodierten in der menschenfeindlichen Wüstensonne New Mexicos, während der ehemalige Peenemünder Helmut Gröttrup, der für das Bordsystem der V2 zuständig gewesen war und sich auf die Seite der Sowjets geschlagen hatte, schon bald die erste Rakete reichsdeutscher Bauart in den Moskauer Himmel aufsteigen ließ.

Heimgesucht vom Schatten seiner Karriere als ranghoher Nationalsozialist, war der manische, von schlesischem Adelsgeschlecht abstammende von Braun, der in den folgenden Jahren mehrfach Gefahr lief, in depressive Episoden abzurutschen, zum evangelikalen Christentum konvertiert, hatte seine knapp achtzehnjährige Cousine Maria Luise von Quistorp geheiratet, ein Kind mit ihr gezeugt und das Cellospiel wieder aufgenommen. In selbstgesuchter Einsamkeit war er mit dem Jeep durch die leergefegte Wüste mit ihren verzweigten Kreosotbüschen und wilden Salbeisträuchern gebettet, abends in dem Holzschuppen versackt, den die Expats mit DIY-Möbiliar in einen behelfsmäßigen Club verwandelt hatten, wo sie dem Viersternstrandhotel Schwabe nachtrauerten, in dem die Ingenieure nur wenige Jahre zuvor von livrierten Dienern umschwirrt und bis zuletzt – die Wehrmacht hatte irgendwo tief in Russland gesteckt, die Bombardierung der Raketenfabrik hatte noch ausgestanden – mit ausgesuchten Weinen und mondänen Cocktails versorgt worden waren, als er sich plötzlich daran erinnerte hatte, wie er als Teenager Hermann Noordungs *Das Problem der Befahrung des Weltraums* gelesen, kurz darauf Fritz Langs *Die Frau im Mond* gesehen und daraufhin, wie in Trance, seine erste Science-Fiction-Story »Lunetta« geschrieben hatte, die im Jahr seiner Abiturprüfung in der Schülerzeitung abgedruckt worden war.

Jetzt hatte der junge Familienvater die Erzählung also wieder hervorgekramt. In den Nachtstunden – im Hintergrund die *Brandenburgischen Konzerte*, ab und an das markerschütternde Geschrei der Tochter durch die lächerliche Bretterwand – hatte er sich an seinen Schreibtisch gesetzt: und hatte geschrieben. Im Sommer 1948 war sein erster Roman vollendet gewesen.

Im Vorwort von *Das Marsprojekt*, das davon erzählt, wie Menschen erstmals zum roten Planeten fliegen, beruft sich von Braun auf Dante Alighieri: Der italienische Dichter habe seine Darstellung der Höllenkreise, trotz der präzise geschilderten Schrecken,

mit vollkommen ruhiger Hand verfasst, und so berichtet *Das Marsprojekt* wie die *Göttliche Komödie* von einer Reise ohne Wiederkehr, und wie die Höllenwanderer des berühmten italienischen Dichters müssen von Brauns Marsreisende alle Hoffnung an den Pforten fahrenlassen – diesmal jedoch nicht an den Toren zur Hölle, sondern zum Weltraum. Die Handlung des *Marsprojekts* selbst datiert auf das Jahr 1980. Nach einem Dritten Weltkrieg ist die Welt endlich pazifiziert, deren Ordnung nun auf einer Einsicht beruht, die am Anfang der Luftfahrt steht: Wer die Erde beherrschen will, muss den Himmel regieren. Die Quelle des neuen Weltfriedens ist die ringförmige Raumstation Lunetta. Nachdem die mit atomaren Sprengköpfen aufgerüstete Raumstation den Ausgang des Kriegs entschieden hat, kreist sie für Raketen unerreichbar im All. Gleichzeitig bleibt ihr als kosmischer Weltpolizei kein irdischer Ort verborgen. Aber auch kein außerirdischer. Und als dann Kanäle auf dem Mars entdeckt werden, wird eine Mission dorthin entsandt. Erfreulicherweise entpuppen sich die Marsianer, die mit ihren überdimensionierten Köpfen unterirdisch in vollklimatisierten Kapseln leben und von einem Herrscher namens Elon regiert werden, als gottesgläubig und friedliebend. Ihr Mobilitätskonzept besteht aus Hyperloopzügen und selbstfahrenden Elektroautos, die geshart werden. Von ihrer Hochtechnologie zu einem hohen Grad zivilisatorisch ermüdet, kommunizieren die Marsianer über Hologramm-Telefone, shoppen oder schauen TV.

Das Typoskript hatte von Brauns ehemalige Sekretärin, die englische Übersetzung ein mit der Familie bekannter Leutnant besorgt. Walter Dornberger, der das deutsche Raketenprogramm in Peenemünde als Generalmajor geleitet und zuletzt als Beirat der Mittelwerk GmbH die industrielle Raketenproduktion in Nordhausen samt angegliederter Arbeitslager übersehen hatte, hatte das 480 Seiten starke Manuskript als Erster gegengelesen und leichtfertig einen Bestseller vorausgesagt – ein Erfolg, der dann allerdings

nur seinen eigenen, zeitgleich verfassten Peenemünder-Memorien *V2 – Der Schuss ins Weltall. Geschichte einer großen Erfindung* vorbehalten bleiben sollte, die bis ins neue Jahrtausend in zahllosen Neuauflagen und mehreren Übersetzungen erschienen.

Von Braun hatte in den nächsten Monaten hingegen von insgesamt achtzehn US-amerikanischen Verlagen ausschließlich Absagen erhalten. Ein Lektor hatte angemerkt, dass er sich sicher sei, dass von Brauns Roman den Kern einer Story enthalte, allerdings habe er ihn nicht finden können. Und der Lektor der Macmillan Publishers hatte sich nicht den Kommentar verkneifen können, dass man aktuell von einer Veröffentlichung absehe, sich aber erlauben würde, das Manuskript erneut anzufragen, falls der Verlag wider Erwarten in die Raketenproduktion einsteigen würde. Tatsächlich hatte sich von Braun, der als Gymnasiast nur mäßige Mathenoten nach Hause gebracht hatte, mit seinen seitenlangen Kalkulationen gebrüstet, die er in einsamen Wüstennächten, mit nichts als einem einfachen Rechenschieber bewaffnet, unter großen Mühen angefertigt hatte.

Eine Zusage hatte von Braun schließlich von Otto Bechtle erhalten, einem ehemaligen Offizier der deutschen Luftwaffe, der kurz zuvor den Verlag seines Vaters im schwäbischen Esslingen am Neckar übernommen hatte. Doch während der ausschließlich aus Tafeln und Rechnungen bestehende technische Appendix des *Marsprojekts* als Vorabdruck im Sonderheft der Zeitschrift *Weltraumfahrt* erschien, die von der 1948 in Stuttgart gegründeten Gesellschaft für Weltraumforschung (GfW) herausgegeben wurde, sollte der Roman selbst dann allerdings gar nicht mehr auf Deutsch gedruckt werden, da von Braun sich mit dem Ghostwriter von Dornbergers Memoiren Franz Ludwig Neher überwarf, einem schwäbischen Autor, der neben den in der von Hermann Göring herausgegebenen Hefreihe *Unsere Jagdflieger* veröffentlichten Propagandabiografien von Piloten auch mehrere Romane und Sachbücher unter dem Pseudonym Peter Hilten verfasst und den Bechtle

mit der Überarbeitung seines Manuskripts beauftragt hatte. Schon Nehers Entwurf für das erste Kapitel hatte allerdings kaum noch etwas vom Original von Brauns erahnen lassen, was Letzteren, als Nehers eigener, auf von Brauns Manuskript basierender Science-Fiction-Roman *Menschen zwischen den Planeten* schließlich in Stalins Todesjahr in die Läden kam, offensichtlich doch nicht weiter kümmerte, war ja einerseits die englische Übersetzung seines *Marsprojekts* bei der University of Illinois Press angekündigt, und andererseits hatte der Koreakrieg erneut die ballistischen Boden-zu-Boden-Raketen auf den Wunschzettel der US-amerikanischen Streitkräfte gesetzt, sodass die deutschen Ingenieure bereits drei Wochen, nachdem die Truppen der Nordkoreanischen Volksarmee am 25. Juni 1950 die Grenze in den Süden des geteilten Lands überschritten hatten, aus ihrem Schlafmodus geweckt und nach Alabama ins Redstone Raketen-Arsenal versetzt wurden und der angehende Autor sich plötzlich wieder in seiner alten Position als technischer Manager eines veritablen Raketenbauprogramms wiederfand.

Von Brauns zweiter Roman, *Erste Fahrt zum Mond*, war dann schließlich 1960, im selben Jahr, in dem die deutsche Übersetzung von Norbert Wieners Romandebüt *Die Versuchung. Geschichte einer großen Erfindung* erschien, herausgekommen. Anders als sein Erstling hatte von Brauns zweiter, schon ein Jahr später auch auf Deutsch erschienener Roman jedoch kaum Beachtung gefunden, was der *Spiegel*-Journalist in seiner Besprechung zum Anlass nahm, sich darauf zu konzentrieren:

Erste Fahrt zum Mond schildert eine komplett unaufgeregte Reise zum Mond. Dem Anschein nach besinnt sich von Braun darin auf jenen persönlichen Traum, der ihn schon als Teenager umgetrieben hat und der folglich in keinem der meist seichten, von mäßigen Regisseuren im Auftrag öffentlicher und privater Fernsehsender produzierten Biopics über das angebliche Genie und dessen meteo-

rittenhaften Aufstieg zu einem popkulturellen Star in den farbenfrohen Kulissen Walt Disneys fehlt: Die Mutter bringt ihren Sohn zu Bett, verpasst ihm einen Gutenachtkuss und rückt die Decke zu recht. Kaum hat sie das Zimmer auf leisen Sohlen verlassen, schlägt das Kind die Augen auf, schlüpft aus dem Bett und schleicht zum Fenster. Mal sind die Vorhänge offen, mal muss der kleine Wernher sie zur Seite ziehen, damit der psychedelisch funkelnde Vollmond zum Vorschein kommt, von dem er sich nun wie ein junger Werwolf mit gen Himmel gerecktem Hals in den Bann schlagen lässt.

Eigentümlich ist von Brauns Roman, weil das Begehren nach dem einzigen natürlichen Satelliten der Erde, das wiederholt als mythischer Knackpunkt seiner Biografie dient, sich in dem Moment erschöpft, als die Astronauten auf dem erdnahen Himmelskörper eintreffen. In ermüdenden Details beschwört *Erste Fahrt zum Mond* zunächst die technischen Herausforderungen der bemannten Raumfahrt. Als die Astronauten dann endlich landen, scheinen die Romancharaktere einschließlich des Erzählers jedoch restlos ausgelaugt. Sollten sie jemals neugierig gewesen sein, den Mond mit eigenen Augen zu sehen, so ist davon nichts mehr zu spüren. Zwar ist der Hinweis des Erzählers, dass ein Raumschiffkapitän darauf gedrillt sei, »seine Gefühle zu unterdrücken«, zutreffend und dürfte nicht ohne Grund an dieser Stelle im Roman platziert worden sein. Dennoch ist fragwürdig, ob er die Erwartungen der Leserinnen und Leser an diesem heiklen Punkt im Plot, da die Schleusen des gelandeten Mondmoduls sich mit einem »zischenden Geräusch« öffnen und die beiden Astronauten John Mason und Larry Carter durch die getönten Schilder ihrer Bubble-Helme mit den Worten »Es war ein grandioser und trostloser Anblick« starren, um kurz darauf die massigen Sohlen ihrer Boots erstmals auf den wie krustiger Schnee knirschenden Untergrund zu setzen, hinreichend abpuffert.

Zunächst schwärmen die beiden Astronauten aus. Während sie mit der durch ihre gelbstichigen Visiere eingeschränkten Sicht

kämpfen, sprechen sie ihre Beobachtungen in die in ihrem Helm integrierten Mikrofone. Die Tonbandaufnahmen sollen später »von Gelehrten vieler Fachgebiete intensiv nach Fragen und Antworten durchforscht werden«. Was man sich wohl als freien Bewusstseinsstrom vorstellen kann, den Mason und Carter gewissenhaft vor sich hinplappern, spart der Erzähler aus. Beschrieben wird lediglich, dass Mason seinen Bericht, nachdem er auf circa drei Romanseiten orientierungslos umhergeirrt ist, unvermittelt mit dem Satz schließt: »Das lunare Terrain zeigt an dieser Stelle keine Abweichungen.«

In den kommenden fünf Tagen stürzen sich die beiden dankbar in die auf der Erde trainierten Routinen, stoßen stillschweigend Sensoren in den Untergrund oder entnehmen Gesteinsproben. Die automatisierten Handgriffe und technischen Geräte ersparen ihnen nun die zähe Arbeit, den Erdtrabanten mit ihren Sinnesapparaten zu erschließen und ihre Eindrücke versprachlichen zu müssen, wissen sie doch ohnehin nicht, was sie »noch auf das Band hätten sprechen sollen«. Erst als die Fähre auf dem Mond landet und die sichtlich erleichterten Astronauten wieder fortträgt, ergreift ein erster und einziger Heiterkeitsanfall von ihren schwerelosen Körpern Besitz und schüttelt sie für wenige Sekunden durch.

Der *Spiegel*-Journalist gab zu bedenken, dass das blasse, im Grunde inexistente Bild einer generischen Wüste, das der Roman von der Mondoberfläche zeichne, möglicherweise ein authentisches Abbild jener Leere um Fort Bliss darstelle, die von Braun mit ihrer unerbittlichen Hitze so sehr zugesetzt habe, dass selbst die Ausfahrten mit dem Jeep zu einer wachsenden Qual geworden seien. Mit jedem Tritt aus dem Bungalow habe sich die angebliche Weite in eine unerträgliche Enge verkehrt und den erfolgsverwöhnten Ingenieur mit dem Stillstand seiner Karriere konfrontiert, was den Journalisten jedoch zu der Frage veranlasste, ob nicht gerade die Überblendung der mondsüchtigen Kindheitsfantasie mit der

zermürbenden Realität des texanischen Wüstenalltags den Anstoß hätte geben müssen, dass sich von Braun in seinen fiktiven Szenarien in andere Landschaften hineinversetzen und spekulative Höhenflüge dazu hätte nutzen wollen, neue Möglichkeitsräume zu eröffnen oder eine ekstatische Verwandlung anzustreben. Allerdings habe, wie es in dem Artikel hieß, bereits von Brauns Debüt demonstriert, dass der Autor, sobald er den Nahbereich der Raketen verlasse, erschreckend fantasielos bleibe oder zu der seit seinem Studium bewährten Technik des Pastiches greife und wie ein generisches Sprachmodell lediglich Bausteine bestehender Texte ohne eigenen Gestaltungswillen collagiere. »Was also wollen die Astronauten auf dem Mond? Was ist von Brauns Vision?« Offenbar sei von Braun in hohem Maß unfähig gewesen, so das wenig schmeichelhafte Fazit des *Spiegel*-Artikels, mit der Raumfahrt eine Utopie zu verbinden, die jenseits der technischen Leistung seiner mit komplexen Treibstoffgemischen betriebenen Flugkörper gelegen habe.

Als ich vor mehreren Wochen auf den *Spiegel*-Artikel gestoßen war, hatte ich mich schon seit Längerem mit der Geschichte der Technik und Raumfahrt beschäftigt. Meine Aufmerksamkeit hatte der Artikel aber vor allem aufgrund der zum Teil heftigen Kommentare erregt, die er hervorgerufen hatte – was vermutlich ein Grund dafür gewesen war, dass ich den Artikel selbst gar nicht richtig zur Kenntnis genommen und seinen Inhalt sofort wieder vergessen hatte. Erst als ich in einer Buchhandlung zufällig auf eine hypertroph gestaltete Neuauflage von *Das Marsprojekt* stieß, erinnerte ich mich wieder daran. Die Empfehlungen auf dem Cover der Neuausgabe warben mit »Erstmals auf Deutsch« und »Ursprüngliche Originalfassung«, zudem wurde ein aktuelles Nachwort angepriesen. Auf der Umschlagrückseite gaben sich Celebrities aus unterschiedlichen Sparten die Hand, darunter ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten, der in die Hymnen auf den »one

and only Rocketman« (Bill Kaulitz) einstimmt, dessen visionärer Roman unseren »Sinn des Möglichen« sprengt (Gwyneth Paltrow), die »Grenzen zwischen Fantasie und Wirklichkeit, Fiktion und Wissenschaft« ein für alle Mal verschiebt (Nancy Kress) und uns den rettenden Glauben wiederschenkt, »das Unmögliche zu denken« (Jeff Bezos). Das Nachwort stammte von jenem Journalisten und selbst ernannten Trendforscher, der, wie ich meinte, von Braun in dem *Spiegel*-Artikel zu dessen fünfzigstem Todestag lächerlich gemacht hatte. Jetzt feierte er ihn mit der Frage »Was, wenn von Braun, statt Protagonist in einem Pynchon-Roman, ein zweiter Pynchon geworden wäre?« als wiederzuentdeckendes Talent mit einer bemerkenswerten Doppelbegabung. Spontan kaufte ich das Buch und begann es zu lesen. Als ich dann wenig später den *Spiegel*-Artikel zum fünfzigsten Todestag erneut aufrufen wollte, war dieser aus dem Netz verschwunden – und blieb auch auf Nachfrage bei der Online-Redaktion und Archivstelle sowie bei befreundeten Kolleginnen und Kollegen, die ich kontaktierte, nicht auffindbar. Stattdessen stieß ich über die Recherche der an der deutschen Erstauflage des Debüts beteiligten Akteure auf das Forstell-Institut.

In teils kryptischen, teils testosteronschwangeren Sätzen wird die Entstehung des in Nevada gegründeten Instituts auf dessen Homepage unter dem Menüpunkt »Unsere Geschichte« geschildert. Das Hub, das wahlweise als Thinktank, Unbibliothek, Future Archiv, Labor, Non-College oder Bureau of Technoartistic Research apostrophiert wird, verschreibt sich, wie es an einer Stelle heißt, dem »anderen, noch ungedachten Denken unserer größten Wissenschaftler:innen, Ingenieur:innen, Entrepreneur:innen und Visionär:innen« der technokapitalistischen Supermoderne. Anonyme Geldgeberinnen und Geldgeber haben nicht nur den Erwerb sämtlicher Nachlässe namhafter Männer und markant weniger Frauen (die großteils im 20. Jahrhundert geboren worden sind),

Die Arbeit am Roman wurde vom Deutschen Literaturfonds e. V.
gefördert.

Erste Auflage Berlin 2024
Copyright © der deutschen Ausgabe 2024
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von
§44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-7518-0986-3
www.matthes-seitz-berlin.de